



Merseburgische Blätter.

Vierter Jahrgang. 2. Juniuß.

Aufforderung zur Wohlthätigkeit

für die durch die letzte Ueberschwemmung in Schadenstand versetzten Bewohner der Monarchie.

Seit einer Reihe von Jahren hat der hiesige Maler Herr C. Gebauer durch die Herausgabe vieler von ihm gefertigter und auf sein Betreiben in Kupfer gestochener Bildnisse, mittelst ausschließlicher Bestimmung des Ertrages zu wohlthätigen Zwecken verschiedener Art, seinen menschenfreundlichen Sinn mit uneigennütziger Selbstverleugnung und ehrenwerther Unverdroffenheit auf die erfolgreichste Weise bewährt. Laut der Bescheinigung, die Herr Gebauer mir vorgelegt hat, ist es nämlich seinen rastlosen Bestrebungen, welche die öffentlichen Behörden und das Publicum, in gerechter Würdigung ihrer Verdienstlichkeit, theilnehmend und thätig unterstützt haben, gelungen, bis jetzt im Ganzen mehr als 60,000 Thlr. bereit zu stellen, deren Verwendung zu wohlthätigen Zwecken nachgewiesen ist. Es gereicht mir zum besondern Vergnügen, dieses über alle Erwartungen befriedigende Hauptresultat der seitherigen gemeinsinnigen Unternehmungen des Herrn Gebauer hiermit öffentlich bekannt zu machen, und ihm damit zugleich ein überaus wohlverdientes dankbares Anerkenntniß der Leistungen zuzueignen, welche aus seiner rühmlichen Neigung zur Wohlthätigkeit hervorgegangen sind.

Auch jetzt findet Herr Gebauer sich durch diese Neigung aufs Neue bewogen, zum Besten der bei dem letzten Aufgange der Flüsse durch Eisgang und Ueberschwemmung in Schadenstand versetzten Bewohner der Monarchie eines seiner Bilder, eine liebende Mutter mit ihrem Kinde darstellend, in wohl gelungenen Steinabdrücken, zu dem äußerst geringen Preise von 15 Sg. für ein Exemplar, auf Subscription herauszugeben. Auf seinen Antrag werde ich die Königlichen Regierungen und das hiesige Polizei-Präsidium veranlassen, den Debit dieses Bildes zu bewerkstelligen, und ich lade alle diejenigen, welche die menschenfreundliche Gesinnung des Unternehmers werth halten und an dem abermaligen Gelingen seines löblichen Vorhabens ein Interesse nehmen, hiermit ein, dasselbe wirksam zu befördern.

Berlin, den 26. März 1830.

Der Minister des Innern,
(gez.) v. Schuckmann.

Indem ich diese Nachricht zur öffentlichen Kenntniß bringe, vertraue ich den biedereren, wohlthätigen, zur Hülfe der Nothleidenden stets so bereitwilligen Bewohnern der Provinz Sachsen, daß sie auch dies Unternehmen des uneigennütigen Mannes, dessen Bemühungen bereits von so ausgezeichnetem, segensreichen Erfolge begleitet gewesen sind, ihrer Beachtung und Unterstützung würdigen werden. Ich darf um so eher auf zahlreiche Subscription auf das fragliche Bild rechnen, als der Preis desselben sehr gering ist, und der Ertrag auch verhältnißmäßig den Betroffenen in hiesiger Provinz zu Gute kommen soll.

Die Königl. Regierungen werden nach ihrem Ermessen diejenigen Behörden bestimmen, welche die Subscriptionen annehmen.
Magdeburg, den 7. April 1830.

Der Geheime Staats-Minister,
v. Klewiz.

In Folge vorstehender Hohen Erlasse wird bemerkt, daß die Königl. Landrathsämter und der Magistrat zu Halle mit Sammlung der Subscribenten und Annahme der Gelder für die zu debitirenden Bildnisse beauftragt worden sind.

Merseburg, den 20. April 1830.

Königlich Preussische Regierung, Abtheilung des Innern.

Indem ich die vorstehenden Hohen Bekanntmachungen hierdurch noch besonders zur allgemeinen Kenntniß der hiesigen Kreis-Bewohner bringe und dieselben wiederholt auf den in meiner Circular-Verfügung vom 11. dieses Monats der Wahrheit getreu geschilderten großen Nothstand der durch die letzten Ueberschwemmungen betroffenen Gegenden aufmerksam mache, halte ich mich bei dem mir bekannten wohlthätigen Sinne der hiesigen Kreis-Eingefessenen einer thätigen Theilnahme an dem so edeln Bemühen des Herrn C. Gebauer zu Berlin, durch recht zahlreiche Subscription auf das zum Besten der Verunglückten herausgegebene Bildniß einer liebenden Mutter, überzeugt und ersuche zu dem Ende hiermit die sämmtlichen Wohlwollenden Stadträthe des hiesigen Kreises, und auf dem Lande die Herren Ortsprediger und Ortsrichter, in ihren Communen Subscriptionen auf das gedachte Bildniß, wovon ein Probe-Exemplar zur beliebigen Ansicht in meinem Bureau niedergelegt ist, zu sammeln und nach 3 Wochen die Subscriptionslisten mir, Behufs deren Uebersendung an Eine Königlich Hochlöbliche Regierung, zu übersenden, von wo aus ich zu seiner Zeit die subscribirten Exemplare zur Aushändigung zugestellt erhalten werde.

Der Subscriptionspreis für jedes Exemplar beträgt, wie aus der vorstehenden Hohen Bekanntmachung vom 26. März d. J. hervorgeht, 15 Sgr., welchen ich den Subscriptionslisten sogleich beizufügen bitte.

Merseburg, den 14. Mai 1830.

Der Königl. Landrath des Merseburger Kreises,
Starke.

Das Grab auf dem Donnersberge.

(Eine wahre Begebenheit.)

Vor etwa zwanzig Jahren machte die Geheimeräthin H. aus München, auf ihrer Rückreise aus Wiesbaden, einen Abstecher nach Speier, um eine Jugendfreundin zu besuchen, die sie seit ihren Mädchenjahren nicht wieder gesehen hatte; sie fand ihre Auguste als glückliche Mutter im Kreise einer aufblühenden Familie. Wäre ihr edles Herz des Neides fähig gewesen, sie würde Augusten beneidet haben, denn ihr hatte das Geschick den heißesten Wunsch versagt: ihre Ehe war glücklich aber kinderlos. Lebhafter als je ward der Gedanke in ihr wach, ein Kind anzunehmen; sie bat ihre Freundin, ihr eins von den ihrigen anzuvertrauen, aber die zärtliche Mutter vermochte nicht, sich von einem ihrer Lieblinge zu trennen. Die Junigkeit, mit der sie

hierüber sprach, zeigte der Geheimeräthin noch stärker, als sie es bisher gefühlt hatte, was sie entbehre. Sie reiste traurig ab.

Auf der Fähr, die sie über den Rhein setzte, war noch ein Karren mit Topfwaaren beladen. Die Geheimeräthin war ausgestiegen und recht, als solle ihr Schmerz überall Nahrung finden, sah sie auch hier eine glückliche Mutter; die Frau, die zu dem Karren gehörte, saß auf dem Boden, und herzte ein Paar Kinder. Sie konnte die Augen nicht abwenden, die Frau bemerkte es, setzte die Kinder in den Karren, und näherte sich schüchtern der vornehmen Frau. „Ach Madam!“ sagte sie mit der zutraulichen Offenheit ihrer Landsleute, „ich möcht' Ihnen was sagen, wenn Sie's nicht übel nehmen?“ „Was wollt' Ihr?“ fragte die Geheimeräthin freundlich. „Sehn Sie, wir sind bei Pirma sen s zu Haus, und

handeln mit irdenem Geschirr, wir müssen uns so eben unser Brod verdienen, lieber Gott, es geht manchmal knapp her! Wie wir vorgestern so aus dem Anweiler Thal herauskommen, ruht mein Mann ein wenig und ich geb' derweile meinem kleinen Kinde Trinken und meinem großen Brod; da fährt ein Kutscher her, hält an, der Herr drin wirft mir ein Kind heraus, daß es Arm und Bein gebrochen hätte, wenn es nicht Gottes Wille gewesen wäre, daß ich's noch geschickt aufgefangen hätte; und indem er's so hinschlenkert, ruft er; „Da! hast noch Ein, nehm zu Aunder!“ und jetzt fährt der Kutscher zu, daß die Funken aus den Rieselsteinen flogen.“

Allmächtiger Gott! ist das möglich! unterbrach die Geheimeräthin mit Staunen.

Ja, fuhr die Frau fort, man meint nicht, daß es solche Menschen geben könnte! Aber das war auch ein Teufel!

Was frugt ihr mit dem armen Kinde an, gute Frau?

Du lieber Vater! was konnt' ich denn damit anfangen? ich hab's eben mitgenommen.

Da hinten unter der Decke ist's, es regt sich nicht.

Sie machte das Tuch los, das über den Karren gedeckt war, und hob ein engelschönes Mädchen von ungefähr drei Jahren heraus. Als dies die Geheimeräthin erblickte, die einen Schleier überhängen hatte, rief es: „Mutter, liebe Mutter! wo warst Du so lange?“ Es reichte mit beiden Armen nach ihr, drückte sich fest um ihren Hals, und sagte: „Milli hat geweint, ach viel, viel geweint!“ Die gefühlvolle Frau mußte auch weinen, viel weinen, aus Schmerz und Liebe. Sie fürchtete sich, dem Kinde seinen Irrthum zu benehmen; eben war die Fähre am Lande, sie überließ ihrer Jungfer die Sorge um den Wagen, und ging, das Kind auf dem Arm, mit der Frau die Anfahrt hinauf. Das Kind zog ihr den Schleier vom Gesicht, sie drückte es schnell an sich und sagte: „Deine Mutter kommt bald, Milli! Du sollst bei mir bleiben, bis sie kommt.“ Kinder sind gute Physiognomen: Milli's Augen lasen auf dem schönen Angesicht der Geheimeräthin, daß sie ihr gut sey, und sie wurde ruhig. Die Geheimeräthin kam dem Wunsche der Frau, daß sie das Kind nehmen möge, zuvor. Sie beschenkte sie reichlich, und schrieb

ihren Namen und Wohnort auf, damit sie den Eltern des Kindes sagen könne, wo es sey, wenn sie je auf ihren Hin- und Herzügen sie erfragen würde.

Die Jungfer sah recht freundlich zu der Acquisition ihrer Dame, und wollte ihr im Wagen die Kleine abnehmen, aber sie ließ es nicht aus ihren Armen, schob sich eine Schachtel unter die Füße, und machte es dem Kinde recht bequem. Es schloß gleich ein, und Josephine musterte nun neugierig die Kleidung. Man sah, daß sie das Kind schon mehrere Tage getragen hatte, sie war fein und zierlich, ohne kostbar zu seyn. Die Sprache des Kindes war reines Deutsch, ohne Provinzialaccent. Als es erwachte, fragte es traurig: „kommt denn meine Mutter bald?“ Josephine gab ihm Obst und Kuchen, und zeigte ihm Manches, es wurde nun nach und nach ganz vertraut, aber es wußte nichts, als daß es Milli (Emilie) heiße.

Als sie in München ankamen, konnte die Geheimeräthin schon nicht mehr ohne Angst daran denken, daß sie Milli vielleicht wieder einmal hergeben müsse. Diese fand an dem bieder'n H..... einen Vater, der es ihr Dank wußte, daß sie dem Herzen seiner Gattin eine frohere Stimmung gab. Auch ihm ward das liebe, sanfte Kind bald sehr lieb, aber er ließ dennoch in mehreren Zeitungen die Art, wie das Kind gefunden worden, bekannt machen. Es meldete sich aber Niemand, und so wurde die zärtliche Pflegemutter bald ruhige Besitzerin des köstlichen Kleinods.

Emilie war ungefähr zwölf Jahre alt, als einst ein französischer Obrist zum Geheimerath in's Quartier kam. Es war gegen Mittag, wie er ankam, der Geheimerath lud ihn zu Tisch. Als Emilie in's Zimmer trat, groß und schlank über ihre Jahre, und sich schüchtern vor dem Fremden verbeugte, faßte er das schöne Mädchen scharf in's Auge — plötzlich stockte er mitten in einer, mit französischer Geläufigkeit gesprochenen Phrase, „Mademoiselle Ihre Tochter?“ fragte er die Geheimeräthin; sie nickte bejahend, indem sie den Teller mit Suppe hinreichte. Es fiel ihr auf, daß der Oberst während des Essens nicht offen, wie es sonst Kinderfreunde seiner Nation thun, sondern heimlich Emilien betrachtete, ja einmal, da er nachdenkend seinen Blick länger auf ihr ruhen ließ, und sie lang-

sam die schönen Augen mit den langen Wimpern aufschlug, schien ihr Blick ihn zu erschrecken, sie glaubte eine Veränderung seiner Farbe zu bemerken. Emilie ging sogleich darauf vom Tisch, und der Oberst fragte nun die Geheimeräthin mancherlei, ob Emilie ihr einziges Kind sey u. dergl., versicherte auch, daß er eine ungewöhliche Ähnlichkeit zwischen ihr und ihrer Tochter finde. Diese Falschheit gab ihr eine sehr üble Meinung von ihrem Gaste, und bestärkte sie in der schon vorher gefaßten, daß er der böse Mensch sey, der das Kind aus der Kutsche der armen Frau zugeworfen hatte. Sie war froh, als er ihr Zimmer verließ, und theilte ihrem Gatten ihre Bemerkung und ihre Vermuthung mit. Er glaubte, daß ihre Phantasie ihr etwas vorgaukelte, und hatte selbst zu wenig Wohlgefallen an dem Obersten gefunden, um offen mit ihm über Emiliens früheres Schicksal sprechen zu mögen. Dem Obersten schien es auch nicht wohl in dieser allen Rechtschaffenen so liebenswürdigen Familie gewesen zu seyn, er kam nach Mitternacht zu Hause, und reiste am Morgen ab, ohne persönlich Abschied zu nehmen.

Auf Emilien hatte sein Anblick einen tiefen sonderbaren Eindruck gemacht. Als die Mutter sie Nachmittags ungewöhnlich still und in sich gekehrt fand, und um die Ursache fragte, sagte sie: „Liebe Mutter, ich kann Dir nicht sagen, wie mir ist — es ging mir schon manchmal so beim Erwachen, ich wußte, daß ich geträumt hatte, die Traumbilder standen noch deutlich vor mir, und ich quälte mich sie recht zu sehen, aber sie wurden mir nicht deutlicher, und verschwanden auch nicht. Es ist mir, als ob der abgereiste Oberst so ein Traumbild, und noch mit vielen andern in Verbindung wäre.“ „Vielleicht hast Du wirklich einmal im Traume eine ähnliche Person gesehen, und wie die Traumbilder, wird auch dies endlich verschwinden,“ sagte die Mutter, und küßte ihr liebes Kind. Sie wollte ihr jetzt nichts von dem traurigen Schicksal ihrer Kindheit sagen; als aber Emilie durch ihre Jahre, und mehr noch durch einen trefflichen Religionsunterricht, an Reife des Geistes, und Stärke des Gemüths zugenommen hatte, da eröffneten ihr der Geheimerath und seine Gattin, daß sie zwar nicht ihr leibliches Kind, aber das Kind ihrer Herzen sey. Von Schmerz

und Liebe aufgelöst, lag die Arme an der Brust ihrer treuen Pflegerin. Sie fühlte, daß ihre leiblichen Eltern sie nicht inniger lieben könnten, und lebte nun ganz für sie. Als aber die Geheimeräthin ihr später erzählte, wie sie sie fand, und was die Frau ihr gesagt hatte, da stiegen auf's neue Traumbilder in ihr auf, und der Oberst in einer furchtbaren Gestalt. Sie war von jetzt an anders als sonst, eine stille, sanfte Melancholie trat an die Stelle der kindlichen Heiterkeit. Der Geheimerath versprach seiner Gattin, sobald seine Dienstverhältnisse es erlaubten, eine Reise in die Rheingegenden, die jetzt unter der Herrschaft seines edeln Königs standen, zu machen, und mit Hilfe seiner Freunde in jenen Gegenden nach Emiliens Eltern Nachforschungen anzustellen.

Der Tod des würdigen Mannes machte diesem Vorhaben und seinem ganzen menschenfreundlichen Wirken ein Ende. Seine trauernde Gattin, die nun in Emilien ihren einzigen Trost sah, wollte ausführen, was er beschlossen hatte, und fände sie die Eltern, dann wollte sie ihnen ihr Kind, jetzt eine gute und schöne Jungfrau, zuführen, und bei ihnen bleiben: denn sich von Emilien trennen, das konnte sie nicht.

Das erste Ziel ihrer Reise war Darmstadt, wo eine Verwandte von ihr lebte. Die Ermüdung von der schnellen Reise griff ihren schon von Schmerz geschwächten Körper sehr an; sie mußte Zeit haben, sich wieder zu erholen. Emilie fand, wie überall, so auch bei den Verwandten ihrer theuern Mutter, Wohlwollen und Liebe; die wärmste, innigste in dem Herzen des ältesten Sohnes; und Heinrichs Anblick erweckte in dem ihrigen etwas, das ihr bis jetzt unbekannt geblieben war. Mit Freude sahen die Mütter die wachsende Zuneigung, und kamen endlich den zaghaften auf halbem Wege entgegen, um nur recht bald ihre Kinder glücklich zu sehen. Die Ungewißheit über Emiliens Herkunft war in den Augen von Heinrichs Mutter kein Hinderniß; und es war vielleicht eine geheime Furcht, was die Geheimeräthin abhielt, jetzt Nachforschungen anzustellen. Heinrich konnte ja nach seiner Verheirathung, leichter als sie, Erkundigungen einziehen. Es wurde beschlossen, daß er sie nach München begleiten solle, um

ihr die Geschäfte beim Wegzug zu erleichtern.

Der junge Mann würde allenthalben hin es für das höchste Glück gehalten haben, die Geliebte zu begleiten, aber daß es in das Land ging, dessen Bewohner sein ächt hessisches, für das deutsche Vaterland glühendes Herz um ihrer Biederkeit, Kraft und Treue willen liebte und ehrte, das erhöhte seine Freude noch um Vieles. Es wurde der Geheimrathin nicht leicht, dies Land zu verlassen, in dem sie, die auswärts Geborne, freundliche Aufnahme und treue Freunde gefunden, und an der Seite des geliebten Gatten glücklich gelebt hatte, den Boden, in dem seine Asche ruhte: aber von Emilien konnte sie sich nicht trennen! Sie verließ Baiern mit tiefem Schmerz, der erst dann sich mäßigte, als sie sah, wie das Glück ihrer Emilie in der Verbindung mit dem edlen Heinrich von Tag zu Tag wuchs. Der Familienkreis, in den sie und Emilie traten, waren treffliche Menschen, von gebildetem Geist, und die Annehmlichkeiten Darmstadt's verschönerten ihr geselliges Leben. Der erste Winter entfloh ihnen unter den Genüssen einer schönen Häuslichkeit und der mäßigen Theilnahme an allgemeinen Ergötzlichkeiten.

Als der Frühling kam, wollte Heinrich seiner Emilie auch den Genuß der herrlichen Natur in ihrer Nähe verschaffen, für den er ihr sanftes Gemüth noch weit empfänglicher hielt. Der erste Ausflug ging nach der Starckenburg. Der Tag ging vorüber, schön und froh wie immer, wenn eine Gesellschaft gebildeter Menschen sich aus dem Gewirre des täglichen Lebens zieht, und in einer herrlichen Gegend, in der Nähe ehrwürdiger Ueberreste der Vergangenheit, einen stillen Ruhepunkt für Herz und Geist findet. Gegen Abend, als das westliche Gebirge so blau und schön vor ihnen lag, fragte Emilie ihren Heinrich: „Was ist das für ein Berg, der dort so hoch und abgerundet sich auszeichnet?“ „Der Donnersberg!“ erwiderte Heinrich. „Der Donnersberg!“ sagte Emilie langsam und mit einer Betonung, die ihrem Gatten auffiel; eh' er aber weiter reden konnte, trat ein Freund zu ihm, und unterbrach das Gespräch. Er hatte sich unvermerkt mit jenem entfernt; als er sich nach Emilien umsah, stand sie noch nachden-

kend auf der Stelle, wo er sie verlassen hatte, er näherte sich, da ergriff sie hastig seine Hand, drückte sie an ihr Herz und sagte: „Mein Heinrich, könntest Du fühlen, was hier vorgeht, und hier — (sie legte seine Hand an ihre Stirn) — seit Du das Wort Donnersberg aussprachst! sieh', die Traumbilder, von denen ich Dir erzählte, steigen wieder auf, — der Name ist wie der Schlüssel, der mir das Geheimniß meiner Kindheit aufschließen könnte — und dorthin zieht es mich mit einer unbekanntem Gewalt.“ — Heinrich zog die Schwärmerin zärtlich und tröstend an seine Brust. „Wir wollen hin, mein gutes Weib! Aber wenn nun dort das Räthsel nicht gelöst wird, wirst Du dann Dich beruhigen?“ „O, ich will Gott darum anflehen, und Du wirst mir beistehen, — ach ja, laß uns hin — wir zwei allein — und Niemand soll darum wissen, auch meine Mutter nicht, sie könnte sich ängstigen.“ „Niemand als ich und Du! versicherte er. Wir reisen nach Frankfurt und von da weiter. — Sey aber nun auch ruhig, und laß Dir Deine Gemüthsbewegung nicht zu sehr anmerken.“

(Schluß folgt.)

Leibeigenschaft in Rußland.

Eine Aufhebung derselben würde wohl zum Theil bei den Bauern nicht geringern Widerstand finden, als bei dem Adel. Wie wird es uns in den schweren Jahren ergehen, wenn Theuerung eintritt? wo sollen wir Holz fällen, uns zu wärmen und unsere Häuser zu bauen? wozu wird uns die Freiheit verhelfen, als zu einem Mangel an Allem? So sollen ganze Gemeinden gesprochen haben, als man ihnen die Emancipation anbot. Und wirklich, wenn Dürre oder Regen die Hoffnung des Landmanns zerstört, braucht er sich deshalb wegen des Winters nicht zu beunruhigen; sein Herr sorgt für seine Bedürfnisse. Der Herr räumt den Bauern drei Tage in der Woche für ihre eigenen Angelegenheiten ein, und nimmt die drei andern für sich in Anspruch. Der Boden des Landes ist leicht und fruchtbar und fordert im Allgemeinen keine so mühsame Bebauung als anderwärts. Selten sieht man auf dem Lande Leute zu Fuß; jeder Landmann hat sein Reitpferd, seinen Sommer- und Winterwagen. Gehört er nur nicht zur aller-

ärmsten Classe, so trifft man Thee, Zucker und Caffee bei ihm an. Er ist fröhlich und unbesorgt; stapelt er bisweilen Geld auf, so geschieht das weniger um groß zu thun, als aus Vorsicht. Der Viehhandel ist für einen thätigen und verständigen Mann ein reicher Erwerbszweig; besonders auf den Gütern, die viele Wiesen haben, und in Großrußland, wo es nicht selten Millionairs unter den Bauern giebt. — Allein dies Gemälde hat auch seine düstern Schattenseiten: Ein Herr z. B. besitzt zwei Güter in großer Entfernung von einander. Das eine hat wenig Bearbeiter, das andere zu viele; man schiebt also eine kleine Kolonie auf das nothleidende Gut. Die Bauern verkommen in der schlechten Gegend, und der Herr wird durch die Sterbefälle selbst arm. Verkauft er sein Gut, oder wird es nach seinem Tode vertheilt, so giebt dies natürlich Veranlassung zu einer Menge von Unannehmlichkeiten für die Bauern. Endlich steht der größte Theil der Utprawitel's (Aufseher) welche selbst Leibeigne sind, keinesweges in dem Ruf, dem Glück ihrer Untergebenen förderlich zu seyn; und man weiß, was es heißt, Dienern gehorchen zu müssen. Jeder Herr kann übrigens seinen Sklaven die Freiheit zur Belohnung geben. Theilweise Befreiung findet auch gegen Erlegung einer gewissen Summe von Seiten der Angehörigen statt. Der Eintritt in ein Regiment macht nicht nur frei, sondern ist sogar ein Weg, den Adel zu erlangen. Bringt es ein Bauer zum Grad eines Fähnrichs, so ist er von diesem Augenblick ein Edelmann. Freilich wird diese Freiheit und die Aussicht auf derlei Ehrenstellen theuer erkauft, durch die großen Beschränkungen, denen sich der gemeine Soldat unterwerfen muß, und die lange Dauer einer 25 jährigen Dienstzeit; so daß man wirklich nur selten einen Leibeignen findet, der sich durch diese Uebel nicht abschrecken ließ, die Muskete zu nehmen.

Die Juden in Rom. In keinem Lande, keiner Stadt, keinem Winkel der Erde, werden die Nachkommen Jacobs mehr im Druck gehalten, als in der Residenz des Statthalters Christi, zu Rom. Der dortige Ghetto oder das Judenviertel, ist eine enge, düstre, stinkende, kaum 10 Minuten lange Straße, in welcher

sie mit großer Strenge bewacht werden, so daß kein Jude es wagen darf, außerhalb dieses Quartiers eine Nacht zuzubringen. Die dort eingeschlossene Bevölkerung vermehrt sich jährlich um $\frac{1}{6}$, demohngeachtet hat man noch nicht daran gedacht, ihren Kerker zu erweitern. Es ist Platz genug in Rom, denn die Hälfte der Stadt ist verödet, aber da einige alte Päbste ihnen diese Straße angewiesen haben, so darf freilich keine Neuerung vorgenommen werden, denn die römische Unduldsamkeit gestattet solche nicht. Aus Mangel an Raum im Innern der abscheulichen Häuser dieser Straße, lebt ihre Bevölkerung zum Theil vor den Häusern. Selbst wenn es regnet sieht man eine Armee kleiner mit Lumpen bedeckter Kinder in den Rinnsteinen spielen. Das Erdgeschos jedes Hauses ist eine dunkle Höhle, an deren Eingange junge Mädchen, bleich wie der Tod, mit tiefliegenden Augen, wie lebende Schatten einer von der Pest heimgesuchten Stadt, alte Kleider und alte Wäsche ausbessern. Dieß ist die allgemeine Beschäftigung und beinahe die einzige Industrie der Israeliten des Ghetto, wobei jedoch Manche nach und nach zu etwas Vermögen kommen, die sodann aber Rom verlassen, um sich an weniger barbarischen Orten niederzulassen. Sie leben, lieben, essen, schlafen und sterben in diesem stinkenden Raum, in den religiöse Tyrannei sie gebannt, und von wo vielleicht einst eine wohlverdiente rächende Ansteckung sich über die Stadt verbreiten wird, die sie von sich ausgestoßen hat.

Lächerlich ist es, daß man glaubt, durch solche Beschimpfung könne man die Juden vermögen, den christlichen Glauben anzunehmen. Daß man aber in Rom stark darauf rechnet, die Juden zu bekehren, zeigt unter andern auch die sonderbare Verordnung, daß wöchentlich einmal 100 Judenkinder mit ihren Vätern und Müttern in Masse eine Predigt in einer katholischen Kirche mit anhören müssen. Fehlt ein Mitglied dieses zur Bekehrung bestimmten Bataillons, so kostet es 30 Kreuzer. Während der französischen Revolution war dieser Gebrauch in Verfall gerathen. Kaum aber hatte Roma sich von dem Napoleons-Schrecken wieder erholt, als auch dieser unnütze Mißbrauch wieder erneuert wurde. Und, wie groß auch die Geduld der Juden ist, diesmal lehnten

ste sich doch dagegen auf. Es half ihnen aber nichts; man brauchte Gewalt, drohte mit gänzlicher Ausrottung, und trieb sie so wieder zur Kirche. Aber in der Kirche sitzen heißt darum noch nicht andächtig seyn. Da das Decret nicht verboten hat, zu schlafen, so gebrauchten sie dieses Mittel, der Predigt aus dem Wege zu kommen, und kaum hatte der Priester 10 Minuten gesprochen, so schnarchte die ganze Versammlung, groß und klein. Die christliche Polizei bemerkte mit Mißfallen, daß auf diese Art der Zweck verloren gehe. Was that sie? Männer mit langen Stangen wurden rings um an die Pfeiler gestellt, und sobald einem jüdischen Zuhörer die Augen zustelen, bekam er einen Stoß in die Rippen. Auf diese Art hatte der Prediger zwar seine richtige Anzahl Zuhörer, aber freilich nur solche, die aussahen als hörten sie zu, denn diese wundervolle Erfindung lehrte die Juden auch eine neue Kunst, nämlich: zu hören ohne zu vernehmen, und gleichsam zu schlafen ohne die Augen zu schließen. Als man sah, daß dies Befehrungsmittel fehl schlug, bot man jedem Juden, der sich befehren würde, 50 Piaster. Doch, so gern bekanntlich der Sohn Israels einen Schmus macht: nur ein einziger erkaufter armer Schächer ließ sich dazu bereden, und sich, gleichsam als Lockvogel, wohl 20mal hinter einander taufen, aber — es folgte Keiner nach.

Wie zweckwidrig im Allgemeinen dergleichen Mittel der Proselitenmacherei sind, beweist auch hinsichtlich der Juden die Erfahrung: daß gerade da, wo sie weder durch Aufforderung noch durch Bedrängniß zum Religionswechsel verleitet werden, diese Erscheinungen am gewöhnlichsten sind, und, wie kürzlich in unserer Stadt, ohne Aufsehn vorübergehen.

Die Musikprobe auf dem Lande. Einem Dorfcantor bei Gotha fiel ein, wie er das nahe Kirmessfest und dabei auch seine Wenigkeit durch Aufführung einer neuen großen Kirchenmusik, vor seiner Gemeinde einmal recht verherrlichen könnte. Telemann, der bekannte fruchtbare Kirchencomponist in Gotha, sollte sie ihm componiren, seine Confratres aus der Nähe, mit ihren Adjvanten, sollten zur Ausführung helfen. Hoffnungsvoll wanderte er zu Telemann und trug ihm sein Anlie-

gen dringend vor. Telemann kannte den Cantor und die ganze Confraternität als armselige Schächer und machte Ausflüchte; aber umsonst. Der Cantor wurde immer ungestümer und war nicht abzuweisen. Telemann, den diese Zudringlichkeit halb verdroß und halb belustigte, fragte endlich nach dem Texte zu dieser Cantate. Den, meinte der Cantor, möchte Telemann nur selbst wählen, einen Bibelspruch oder was er sonst Passendes fände. T. sagte nun zu, hieß den hocherfreuten Cantor die Probe bestellen, und versprach, sich selbst mit einigen Bekannten einzufinden. Am Morgen des Festes stellte sich Telemann richtig zur Probe ein; zum Text hatte er den Spruch gewählt: „Wir können nichts wider den Herrn reden,“ und ihn als Fuge gesetzt. Die Stimmen wurden aufgelegt. Nun, flüsterte T. seinen Bekannten zu, sollen diese Rauze ihre Sünde beichten. Die Fuge fing an und aus aller Kehle erscholl es um die Wette in Miltönen, wie Jammergeschrei: „Wir — wir — wir können nichts; — nichts, — wider — nichts, wir können nichts, — wir können nichts, — bis die ganze Confraternität, welche, ohne Schlimmes zu ahnen, lange herzlich losgeschrien hatte, durch Telemanns und seiner Gefährten unmäßiges Gelächter aus dem Traume geweckt, nun verblüfft, und der arme Cantor ganz zermalmt, dastanden.

Edles Benehmen eines Officiers. Zu Anfang der Regierung Ludwigs XV. von Frankreich entstand wegen Getreidemangel ein Aufstand des Volkes von Paris. Der Minister, Herzog von Bourbon, gab dem Chef einer Compagnie Musketiere von Awejan den Befehl, die Ruhe dadurch wieder herzustellen, daß er auf das zusammengelaufene lose Gefindel von seinen Leuten scharf schießen lassen möchte. Awejan rückte aus, ließ vor den Augen des Volkes die Compagnie die Gewehre zum Schuß anlegen, dann trat er aber, den Hut in einer Hand, und in der andern den Befehl haltend, vor, und sagte: „Meine Herren! diese Ordre hier gebietet, auf das Gefindel scharf schießen zu lassen; ich ersuche also alle rechtliche Leute sich zu entfernen, ehe ich: Feuer! commandire.“ Sogleich verließ sich die zusammengerottete Menge und ohne Blutvergießen wurde der Aufstand beigelegt.

Insectenbelustigungen im Frühling. Die Larven mancher Insecten sind, dem Ei entschlüpft, außerordentlich klein, aber sie wachsen ungemein schnell. Eine ausgewachsene Ziegenmolkclarve wiegt 72,000 Mal mehr, als sie beim Hervorkriechen aus dem Ei an Gewicht hatte. Die Larve der gewöhnlichen Schmeißfliege ist nach 24 Stunden um 155 Mal schwerer geworden, als sie bei der Geburt war. Die Tapezierbiene schmückt im Monat Junius ihre Zelle mit den Blättern des Feldmohns aus. Sie schneidet aus diesen eiförmige Stückchen, und trägt dann, sie fest mit den Flügeln haltend, heim. Drei oder vier solcher Blättchen legt sie erst auf den Boden der Zelle übereinander, zwei kommen an die Seiten. Ist das mitgebrachte Blatt zu groß, so schneidet sie das Ueberflüssige hinweg. Schneidet der Mensch ein Blatt der Klatschrose mit einer Scheere ab, so kostet es ihm viele Mühe, alle Winkel und Ecken zu vermeiden. Die Tapezierbiene weiß ihre Stückchen rein wie Glas darzustellen. Hat sie ihre Zelle und auch den Eingang zu ihr so ausgeschmückt, so füllt sie dieselbe einen halben Zoll hoch mit Blumenstaub aus, dem sie Honig beimischte; so legt sie ein Ei, das wieder mit Klatschrosenblättchen bedeckt wird. Doch warum thut sie dies? Wegen der Wärme? oder wegen der Glätte? wegen der Weichheit oder Biegsamkeit dieser Blätter? Vielleicht aber ergötzt sich auch das Thierchen eben so am Farbenspiele, wie das Auge der Menschen. —

Die Distelhummel sucht für ihre Zellen eine Höhle von wohl einem halben Fuße im Durchmesser, aber findet sie keine solche, so beginnt sie das Werk eines Herkules, und gräbt sie selbst. Diese Höhle wird mit einem Gewölbe von Moos bedeckt, oder auch wohl von welchem Grase. Dieses schiebt sie mit ihrem Hinterkörper nach der Höhle zu, wenn sie, wie z. E. im Frühlinge, falls ein Weibchen den Winter überlebt, allein arbeiten muß. In der spätern Jahreszeit gehen mehrere an's Werk, und bilden 6 bis 7 zusammen eine Reihe, die einander die Gras- oder Moosfäserchen abnehmen und weiter transportiren. Die erste in der Reihe zerlegt die Fasern mit den Fresszangen, und schiebt sie

unter ihrem Körper der zweiten zu, bis die letzte sie empfing, um sie an den Rand des Nestes zu bringen. Das hohe Gewölbe ihres — Doms ist wohl 4 bis 6 Zoll hoch über die Grundfläche des Bodens aufgeführt, und wird durch Wachs, statt des Kittes oder Mörtels, zusammengehalten, daß es auch dem Regen wehre und dem Sturme troze. Die Spitze des Gewölbes läßt sich öffnen, damit Luft und Sonne hineindringe; zur Nachtzeit wird sie daher geschlossen, keine Hummel selbst nimmt den Weg, sondern begiebt sich durch die Gallerie oder den bedeckten Gang dahin, welcher seitwärts hineinführt, und manchmal einen Fuß lang, so wie einen Zoll breit ist.

Wer kann eine dieser wundervollen Erscheinungen in der lebendigen Schöpfung sehen, ohne die Weisheit ihres allmächtigen Urhebers anzustaunen?!

In der handschriftlichen Sammlung des im Jahre 1788 zu H. verstorbenen Geh. Rath's v. D. befindet sich ein Originalbrief Friedrich's II. an seinen Vater, den König Friedrich Wilhelm I. Er hat denselben in seinem eilften Jahre geschrieben und bittet darin für einen alten treuen Diener (seinen Kammerdiener Carl Gammersbach) um Zulage. Die Simplicität und Kürze des Briefes, welcher kein Wort mehr sagt, als die Sache selbst erfordert, characterisirt im Rinde schon den Mann, der sich nachher so überaus in Allem und durch seine Schriften auszeichnete. Der Brief lautet: „Wegen Carl seine lange gute Dienste bitte ich meinen lieben Papa, ihm 50 Thaler alle Quartale, vom jetzigen an, Zulage zu geben.

Berlin den 27. Decbr. 1722. Friedrich.“ Das F im Originale ist schon eben das, wodurch seine nachherigen Unterschriften sich auszeichnen.

Die größten Spitzbuben. Ein Paar der größten Spitzbuben, die ungescheut ihr Wesen treiben, den Gesetzen spotten, der Polizei trogen, Strafe nicht fürchten, sind — ein Paar schöne Augen — die haben von jeher allüberall, ja oft sogar Kronen mit Land und Leuten gestohlen.

(Hierzu eine Beilage.)

Beilage zum 22. Stück
der
Merseburgischen Blätter.

Zahnschmerzen. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde in England die Entdeckung gemacht, mit Hilfe des Kunstmagnets Zahnschmerzen schnell und sicher zu heilen. Dieses Mittel ist in England, Schweden und Frankreich sehr gebräuchlich, warum wird es so wenig in unsern Gegenden angewendet, wo man so viel davon hört? Ein solcher Magnet ist gewöhnlich 6 Zoll lang und 2 Linien breit. Die leidende Person soll das Gesicht nach Norden stellen, und mit der Hand den Nordpol dieses Magnets an den schmerzenden Zahn so lange halten, bis nach längstens einer Viertelstunde, meistens schon 4 Minuten, der Schmerz aufhört.

In der Alster ist ohnlängst, nach der Bekanntmachung einer Zeitung, ein männlicher tochter Körper, israelitischen Glaubens gefunden worden.

Borelli hat zuerst bewiesen, daß die Kraft, welche vom thierischen Körper angewandt wird, die Größe des damit Bewegten um vieles übertriffe, und daß die Natur in der That eine unermessliche (um nicht zu sagen verschwenderische) Kraft zur Bewegung kleiner Lasten äußere. Es ist berechnet worden, daß allein der dreieckigte Armmuskel, wenn er 50 Pfund hebt, eine 2568 Pfunden gleiche Kraft verwende. Die stärksten Knochen sind bisweilen durch die Muskelbewegung zerbrochen worden. Ein türkischer Lastträger rennt mit einer Last von 600 Pfund, und Milo von Crotona soll sogar einen Ochsen von beinahe 1000 Pfund von der Erde emporgehoben haben. Haller erwähnte eines Mannes, dessen Finger, der auf dem Grunde eines Bergwerkschachts in eine Kette gekommen war, und von derselben gekrümmt wurde, den ganzen Körper, 150 Pfund schwer, getragen habe, bis er daran aus dem 600 Fuß tiefen Schachte herausgezogen worden sey. August II. König von Polen, konnte mit den Fingern eine silberne Schüssel wie einen Bogen Papier zusammen rollen, und das stärkste Hufeisen zerbrechen, und ein Löwe soll Eindrücke

von seinen Zähnen auf einer eisernen Platte zurückgelassen haben. Die wunderbarste Muskelkraft zeigen jedoch die Fische. Ein Wallfisch z. B. schießt so schnell durch die Fluthen, daß er, wenn er immer gleich schnell in gerader Richtung fortschwömme, in vierzehn Tagen eine Reise um die Erde machen könnte und ein Schwerdtfisch hat einst seine gefürchtete Waffe durch die eichene Wand eines Schiffes durch und durch gestossen.

Die Engelsnatur des schönen Geschlechts beurfundet sich heutzutage in der Vorliebe, welche dasselbe zeigt, sich mit allerlei bunten Flügeln, ähnlich denen der Psyche, oder den Pfauen-Augen-Flügeln der Engel auf den gemalten Bildern, zu behängen, und zwar nicht bloß den zarten Rücken, sondern fast alle Theile der ätherischen Gestalt, von den flügelartigen Erweiterungen der Coeffüre und den grenadierartigen Mützen und muschelartigen Hüten bis zur Spitzenbesetzung des Unterröckchens und der Arabeske des Oberkleides. Manche Spötter wollen jedoch an diesen Flügeln im Gegentheile eine Annäherung weiter zu der, durch die Pressleiber schon hinreichend ausgeprägten Wespengestalt und Natur erkennen. In jedem Fall aber möchte, wenn man je einen Vergleich mit Insecten dem obigen mit Engeln vorziehen wollte, diese Flügel eher den Mücken-Flügeln zu vergleichen seyn, denn manche tragische Vorfälle unserer Tage beweisen, daß man sich mit diesen Flügeln nicht ungestraft den Flammen nähern darf. — —

Aus vielgelesenen Blättern entlehnt. „Ein trefflich geschriebenes Buchlein verdient als gründlich abgefaßtes Buch Empfehlung.“ — „Es existiren hieselbst mehrere Societäten für Wittwen, welche ihrer fehlerhaften Einrichtungen wegen nicht bestehen können.“ —

Ein junger Mann trat beim Tanzen einen Andern, der sehr breite Füße hatte, auf einen derselben. Dieser rief heftig aus: „Zum Teufel! glauben Sie, daß ich meine Füße gestohlen

habe?“ — O, gewiß nicht, war die Antwort, da hätten sie sich wohl ein Paar bessere aus- gesucht.“

Der Dichter Burmann in Berlin, be- kanntlich ein sehr geschickter Improvisator, war ein Freund der Gaben des Bacchus, und wenn es seine Kasse nur irgend erlaubte, besuchte er einen wegen seiner guten Weine bekannten Weinkeller in Berlin. Der Wirth dieses Kellers hieß Hippel. Eines Abends im März hatte Burmann sich dort eingefunden, als ein Bekannter in die Weinstube trat, und ihn auf- forderte, doch gleich einen Reim aus dem Stegreif zu machen. Burmann recitirte auf der Stelle:

„Es singt noch keine Nachtigall,
Es schlägt noch keine Wachtel,
Ich aber ruf mit lautem Schall:
Herr Hippel, noch ein Achtel.“

Das Schaffen.

Die Kraft ist frisch, die Seele ist voll,
Und ich zweifle noch, ob ich schaffen soll?
Schafft denn nicht Alles um mich her,
Umquillt mich nicht ein Lebensmeer?
Steigt nicht der Blume Kelch empor?
Bringt nicht der Baum sein Blatt hervor;
Entwickelt sich die Pflanze nicht?
Giebt nicht die Sonn' ihr helles Licht?
Und strömen denn nicht ungehalten
Die Quellen aus der Erde Spalten?
Singt nicht der Vogel Melodien,
Die rührend durch die Seele zieh'n?
Baut nicht der Zimmermann sein Dach?
Steigt nicht der Bau von Tag zu Tag?
Und ich, ich sollte der Einzige seyn,
Der müßig ruhte? Nein, o nein!
Die Kraft ist frisch, die Seele ist voll,
Ich zweifle nicht, ob ich schaffen soll!

E. D.

Die Wörtlich des Gloubens.

Nouch Schiller.

Drey Wörtlich nenn ich Euch, se seun schwer,
Unn machen gewaltige Reisen,
Se stammen vun unuere Leute her,
Mer kenns ousn Talmud beweisen;
Dem Jüden is aller Werth geroubt,
Wenn er nimmer on die drey Wörtlich gloubt.
Der Jüd is seih agner Herr, is frey;
Es hot'n kah Mensch nir ze sagen.
Lofst Euch net uzen der Gojim Geschrey, —
Wenns net zahlen, thun mers verklagen,
Unn as ahner schreyt, unn larmet unn redt,
Was er will, — mir Jüden forchten uns net.
Unn de Schacher is user kah leerer Schall,
Der Jüd sull ihn treiben in Lieben,

Unn wenn er beschummelt überall,
Se hat ers nouch Nechten getrieben.
Unn was de Verstand von de Goye net sieht,
Das machet sich zor Massematten der Jüd.

Unn e Geld giebt's, — e Geld, das is eppes Kor's,
Die Welt mag wackeln unn wanken,
Mir Jüden kahfen, mir machen dien Kors,
E'is eppes der hochste Sidanken;
Mir hieben dernouchet an Revach derfür,
Unn kahfen uns Güter unn Staatspepier.

Die drey Wörtlich merket euch, se seun schwer,
Ihr sülts Euern Kindern eihupriegen:
Se stammen vun unuere Leute her,
Ihr kennt se, das kenn Jeder siegen:
Dem Jüden is nimmer seih Werth geroubt, —
Se lang er nouch an die drei Wörtlich gloubt.

Charade.

Ich habe drei Glieder, nimm zwei von den dreien;
Sie schweben in Lüften, sie flattern im Freien,
Sie setzen ein nützliches Werk in Bewegung,
Sie stimmen zu trüber, zu heiterer Regung
Des Herzens, und laden zu Tanz und Gesang,
Denn lieblich ist auch der zwei Silben Klang.
Auch sind sie die Enden gefürchteter Schaaren;
Sie sind's, die im Pallast viel Schätze bewahren,
Und Amor, der Bube, bringt Wonne und Schmerz,
Von ihnen getragen, in's schmachtende Herz.
Doch fehlt das dritte, so kommst du vergebens,
Herr Amor! Das dritte erhöht des Lebens
Genuß Euch, Ihr Frauen; ihr liebet das dritte;
Doch weilt es so gern auch in Euerer Mitte.
Es wirkt das Größt' in der irdischen Welt,
Und zeigtet sich öfters als mächtiger Held;
Das Ganze ist groß, und man findet es wenig;
Oft ist es ein Liebling für Fürst und für König.

Auflösung des Sylbenräthsels im vorigen Stück:
Eis leben.

Bekanntmachungen.

(263) Oeffentliche meistbietende
Verpachtung. Die zur Pfarrei in Lössen
gehörigen 27 Acker Wiese, und die Gras- und
Eichelnutzung im dasigen Pfarrholze sollen vom
Jahr 1830 incl. ab auf 6 nach einander folgen-
de Jahre bis mit 1835 meistbietend verpachtet
werden, und haben wir hierzu in der Woh-
nung des unterzeichneten Justitiar Wesel zu
Merseburg einen Termin auf

den Siebenten Junius 1830,
Nachmittags 3 Uhr,
angesezt, wozu wir alle diejenigen, welche die
obgedachten Wiesen zu pachten gesonnen und

zahlungsfähig sind, hierdurch einladen, um ihre Gebote abzugeben.

Merseburg, den 14. Mai 1830.

Die Kirchen-Inspection über Löffen.
D. Haasenritter. Wewel.

(299) Graswuchs-Versteigerung
in Merseburg. Mittwoch,

den 16. Junius 1830,

soll der auf den zur Gestüts-Administration
gehörigen Wiesen auf dem Halm stehende Gras-
wuchs, und zwar Vormittags 9 Uhr auf dem
Mühlanger, und Vormittags 10½ Uhr auf dem
Werder, gegen sofortige baare Zahlung, in
einzelnen Abtheilungen versteigert werden.

Gradiz, den 29. Mai 1830.

Im Auftrage des Königlichen
Landstallmeisters

Zirkel:

der Königl. Gestüts-Rendant
Beyer.

(291) Grasnutzungs-Verpachtung.
Die diesjährige Grasnutzung in dem Stadt-
graben ist zu verpachten; in der Hoffscherei
das Nähere.

Merseburg, den 28. Mai 1830.

Hoffmann.

(290) Wiesen-Verpachtung. Mehrere
in der Collenbeyer und Meuschauer Aue
gelegene Grummet- und Brachwiesen sind so-
fort zu verpachten und ist das Nähere darüber
zu erfahren bei dem

Merseburg, den 28. Mai 1830.

Ober-Amtmann Schulze.

(296) Obst-Verpachtung.

Den 12. Junius 1830

wird mein Obst bei Meuschau im Hospitalgar-
ten verpachtet werden.

Neumarkt vor Merseburg, den 1. Junius
1830.

Krause.

(292) Obst-Verpachtung. Das zu
dem Rittergute Neuschkau bei Rauchstädt ge-
hörende diesjährige Obst soll daselbst

den 14. Junius 1830,

Vormittags 11 Uhr,

unter auf dem Termine selbst bekannt zu ma-
chenden Bedingungen, mit Vorbehalt des Zu-

schlags und der Auswahl unter den Licitanten,
meistbietend verpachtet werden.

(294) Auction. Auf

den 8. Junius 1830,

Vormittags von 8 bis 12 Uhr und Nachmit-
tags von 2 bis 6 Uhr, sollen im Hause des
Herrn Dietrich senior, am Entenplane Nr.
102, im hintern Seitengebäude des Hofes,
mehrere Meubles und Hausgeräthe, bestehend
in Commoden, Schränken, Tischen, So-
pha's, Stühlen, sehr gut conditionirten Bett-
stellen, Gefäße und andern Geräthschaften, ge-
gen gleich baare Bezahlung meistbietend ver-
kauft werden und können diese Gegenstände
Tags vorher im genannten Locale in Augens-
schein genommen werden.

Merseburg, den 30. Mai 1830.

E. Wilhelm Berthold,
verpflichteter Mobilien-Taxator.

(295) Auction. Auf

den 9. Junius 1830,

Vormittags von 8 bis 12 Uhr und Nachmit-
tags von 2 bis 6 Uhr, sollen im Urbachsch
Hause an der Geißel Nr. 549. mehrere Mobi-
lien und Effecten gegen gleich baare Bezah-
lung meistbietend verkauft werden und kön-
nen Tags vorher in Augenschein genommen
werden.

Merseburg, den 31. Mai 1830.

E. Wilhelm Berthold,
verpflichteter Mobilien-Taxator.

(298) Logis-Vermietung. Im
Hintergebäude der Domapotheke ist ein freund-
liches Logis, aus einer Stube nebst einigen
Kammern bestehend, zu vermietthen.

Das Nähere ist in der Domapotheke zu
erfragen.

Merseburg, den 29. Mai 1830.

(276) Anzeige. Einem geehrten Pub-
licum zeige ergebenst an, daß ich von dato
an nicht mehr in der Gotthardtsstraße, son-
dern auf dem Domplatz Nr. 284. im Logen-
gebäude wohne, und empfehle mich auch hier
dem gütigen Wohlwollen.

Merseburg, den 26. Mai 1830.

J. W. E. Seyfert,
Regen- und Sonnenschirmverfertiger.

(286) Anzeige. Daß mir von Hoch-
löblicher Regierung mittelst erlangter Hoher
Concession, zu Anlegung einer

Weinessigfabrik,

die Erlaubniß ertheilt ist, beehre ich mich mit
der Bemerkung, daß ich stets ein großes La-
ger des schönsten Weinessigs halten werde und
für jetzt den Preis pro Orhofs 7 Thaler, bei
kleineren Gebinden etwas höher festgesetzt
habe, hierdurch bekannt zu machen.

Merseburg, den 18. Mai 1830.

Friedrich Schröder.

(274) Bekanntmachung. Wer et-
was mit nach Halle zu schicken hat, der kann
sich Montags und Donnerstags bei dem Bött-
cher Große in der Vorstadt Altenburg Nr. 60.
melden.

Merseburg, den 21. Mai 1830.

(293) Dank. Die liebevolle Begleitung,
die unserm verewigten Vater, dem Ober-Mei-
ster der Löblichen Maurer-Innung, Johann
Christian Merkel, von Seiten der bei demselben
in Arbeit gestandenen Maurergesellen freiwillig
zu Theil geworden ist, als er am heutigen Tage
zu seiner Ruhestätte gebracht wurde, hat uns
den Beweis gegeben, daß der Verewigte der
Achtung und Liebe derselben, für welche er stets
väterlich handelte, im hohen Grade genoß, und
uns, den Hinterbliebenen, so wohl gethan, daß
wir es uns, selbst unter den schmerzlichen Em-
pfindungen, welche aus der Auflösung eines so
ganz glücklichen Familienverhältnisses natürlich
entstehen, nicht versagen können, denselben un-
sern herzlichsten Dank hierdurch zu sagen. Die
wird das Andenken daran aus unserm dankba-
ren Herzen verschwinden.

Merseburg, den 31. Mai 1830.

C. A. Merkel sen.

Im Namen seiner Mutter
und Geschwister.

(297) Verloren. Den 18. Mai ist
vom Zollamte am Bären an bis nach Merse-
burg ein Stiefel verloren gegangen. Der ehr-
liche Finder wird gebeten, sich entweder den

ändern dazu zu holen, oder mir jenen für ein
Douceur verabsolgen zu lassen. Das Nähere
zu erfahren bei Herrn Busse in der Vorstadt
Altenburg vor Merseburg.

Kirchennachr. voriger Woche: (Merseburg.)

Dom. Geboren: dem Sergeant Herrn Pfeifer
ein Sohn. — Gestorben: der Maurermeister Herr
Merkel sen., 66 Jahr alt.

Stadt. Geboren: dem Justiz-Commissair und
Gerichts-Director Herrn Schmidt eine Tochter; dem
Nadlermeister Herrn August Nügler eine Tochter; dem
Pflastergeleits-Einnehmer Herrn Koch eine Tochter;
dem Schuhmachermeister Herrn Krebs eine Tochter;
dem Einwohner Fleischhauer eine Tochter; einer ledigen
Person eine Tochter. — Getrauet: der Lohnbediente
Röder mit Johanne Christiane Straubin aus Quer-
furth; der Einwohner Langrock mit Frau Marie Elis-
beth, geschiedene Hennig von hier. — Gestorben:
der Einwohner und Lohgerber Heinrich Herrmann, 26
Jahre alt; die Ehefrau des Schuhmachermeisters Herrn
Bernstein, 37 Jahr alt; der zweite Sohn des Schuh-
machermeisters Herrn Carl Viebach, 5 Jahre alt.

Neumarkt. Vacat.

Altenburg. Geboren: einer ledigen Person
ein Sohn.

Angelommene Fremde in voriger Woche.

Kaufm. Hartung v. Magdeburg, Kaufm. Haupt und
Deputirter Menz v. Wittenberg, Km. Bermann v. Alstedt,
Portraitmaler Heuer v. Halle, Km. Werner v. Magdeburg,
Geb. Rath Streckfuß v. Berlin, Km. Gause v. Barmen,
Km. Herstuna v. Offenbach, Draebauer Bahner v. Oberluna-
wis: im g. Arm; Doktor Clerc v. Freiburg, Forstsecretair
Sagmann v. Weiskensfeld, Beraoifficiant Eroll v. Johann-Geor-
genstadt, Rittergutsbesitzer v. Heldreich v. Thum, Km. Zrenzel
v. Naumburg, Km. Hennibera v. Gotha, Wachs-Bouffirer
Manfroni v. Dresden: im a. Hahn; Landrath v. Stuckradt
v. Weiskensfeld, Oberlandesgerichts-Präsident Freiherr v. Gärt-
ner v. Naumburg, Geh. Oberfinanzrath v. Könen v. Berlin,
Km. Sittig v. Batherow, Professor Herbert v. Königsberg,
Lehrer Möller v. Magdeburg, Km. Klien v. Kitzingen, Pro-
fessor Kries v. Berlin: in d. g. Sonne.

Marktpreise der letzten Woche.

	Thl.	sg.	pf.	bis	Thl.	sg.	pf.
Weizen	1	15	—	bis	1	27	6
Roggen	1	—	—	bis	1	2	6
Gerste	—	21	3	bis	—	25	—
Hafer	—	15	—	bis	—	18	9

Diese Kreis-Blätter werden für den An-
talspreis von 5 gGr. (6 1/2 Sgr.) hier am Plage frei
ins Haus geliefert. Verkauf-, Vermietungs-
und andere Anzeigen werden zu 6 Münzpfenni-
gen für die gedruckte Zeile eingerückt. — Alle
bis Montags 12 Uhr Mittags eingehende Ankündigun-
gen ic. werden in das nächste Blatt, später einge-
hende Anzeigen ic. aber erst in das Blatt der folgen-
den Woche eingerückt. Das einzelne Blatt 1 Sgr.

Redigirt und verlegt von Franz Kobisch.